

„Arsch aus Bronze“

Der Frankfurter Cartoonist Hans Traxler über seinen großen Kollegen Wilhelm Busch

Traxler, 78, war Mitbegründer der Satire-Zeitschriften „Pardon“ und „Titanic“; er zeichnete Kanzler Helmut Kohl als „Birne“ (1983) und illustriert bis heute zahlreiche Bücher. Im Februar erscheint „Meine Klassiker“, ein Band mit Bildergedichten (Reclam Verlag).



Linie beeindruckt mich seine Zeichenkunst. Im Gegensatz zu anderen großen Zeichnern des 19. Jahrhunderts wie Gustave Doré oder Adolph Menzel hatte Busch diesen komischen Blick. Er konnte nicht nur gut Typen erfinden, sondern ihnen auch eine typische Körpersprache geben. Sehen Sie sich Figuren wie „Fipps

SPIEGEL: Herr Traxler, wie ist Ihr Verhältnis zu Wilhelm Busch?

Traxler: Während meiner Schulzeit in den dreißiger Jahren war Busch das Maß aller Dinge. Die beiden dicken Busch-Bände standen bei meinen Eltern im Regal und wurden immer wieder hervorgeholt und gelesen. Ich habe sie seitenweise auswendig gekannt. Das war damals so in deutschen Bürgerhäusern.

SPIEGEL: Und später?

Traxler: Nach Kriegsende, als ich beruflich zu zeichnen begann, hatte ich andere Götter: Saul Steinberg und vor allem James Thurber. Dieser urbane angelsächsische Witz gefiel mir. Busch schien dagegen provinziell, irgendwie spießig.

SPIEGEL: Aber er hat doch auch Spießbürger verspottet?

Traxler: Ja, hat er. Aber Figuren wie Balduin Bählamm und Lehrer Lämpel, das schien mir damals tiefstes deutsches Biedermeier.

SPIEGEL: Dabei hat Busch doch für jeden Künstler gültige Wahrheiten formuliert. In „Maler Klecksel“ heißt es: „Leicht kommt man an das Bildermalen, / Doch schwer an Leute, die's bezahlen.“

Traxler: Damit hatte Busch ja keine Probleme, und auch mich haben meine Zeichnungen immer ganz gut ernährt. Meine Vorbilder waren über Jahrzehnte die Cartoons der Magazine „New Yorker“ und „Punch“. Erst vor einigen Jahren habe ich wieder in ein Busch-Buch geguckt – und war voller Bewunderung. Busch war ein Zeichner, wie er nur alle 100 Jahre auf die Welt kommt.

SPIEGEL: Was macht Busch so besonders?

Traxler: Natürlich war er auch ein begnadeter Verseemacher, aber in erster

der Affe“ oder „Hans Hucklebein“ an: Was er mit denen an Verrenkungen und Verkürzungen anstellt! Unerreicht!

SPIEGEL: Busch selbst behauptete, seine Bildergeschichten seien „vom Leben geblüht, mit Fleiß gehämmert“. Reicht das wirklich?

Traxler: Man braucht eine Kombination aus Talent und Ausdauer. Mein Zeichenlehrer hat einmal gesagt: Genie ist Begabung und ein Arsch aus Bronze.

SPIEGEL: Das klingt eher nach Respekt als nach großer Begeisterung.

Traxler: Nein, nein. Alle Zeichner dieser Welt nähern sich Busch nur auf den Knien. Das heißt aber noch lange nicht, dass man heute noch so zeichnen könnte wie er. In 100 Jahren ist viel passiert.

SPIEGEL: Busch war offenbar kein glücklicher Mensch. Ist persönliches Leid vielleicht sogar die Voraussetzung, um ein guter Künstler zu sein?

Traxler: Diese Erfahrung habe ich nicht gemacht. Ich glaube nicht an das Van-Gogh-Syndrom. Ich weiß, die Menschen lieben die große Tragik, die den Künstler umweht, wenn er sich ein Ohr abschneidet. Aber ich zeichne immer dann am besten, wenn ich glücklich bin.

SPIEGEL: Auch bei der Landschaftsmalerei? Wie Wilhelm Busch ziehen Sie gelegentlich mit der Staffelei ins Gelände. Ist dann Schluss mit lustig?

Traxler: Insgeheim ist Malen der Traum jedes ambitionierten Zeichners. So wie angeblich jeder Komiker davon träumt, den Hamlet zu spielen. Aber ich habe diese Bilder nur für mich und den lieben Gott gemacht, und dabei wird es auch bleiben. Man kann doch nicht immer witzig sein, das wäre ja traurig.

INTERVIEW: MARTIN WOLF

neue Sparte der Kunst: Hier lernten die Bilder laufen, der Comic entstand.

Über diese Leistung Buschs besteht kein Zweifel, nicht einmal bei seinen Verächtern. Er fing mit Illustrationen an, die einfache Texte bebilderten, und innerhalb weniger Jahre revolutionierte er Sprache und Bild. Zum einen entwickelte er eine Polyphonie, in der das Bild den Text weiterführte oder sogar ironisierte – siehe den „Partikularisten“, dem, als er Propaganda gläubig wiederholt, Eselsohren wachsen.

Zum anderen holte er die Zeit ins Bild, und er gab Metaphern zeichnerisch surreale Deutlichkeit: siehe die zahllosen Finger seines „Virtuosen“ und die Stielaugen seines Zuhörers beim „Finale furioso“; siehe Beinschleifen und Verknotungen bei der „Fuga del diavolo“.

Diese Folge von 15 Karikaturen, eine harmlose Satire auf die Liszt-Nachahmer seiner Zeit, stellt zeichnerisch in den Schatten, was bis dahin üblich war – und Busch stößt noch viel weiter vor: Er führt Schwenks und Perspektivwechsel ein, arbeitet mit Schnitten, plötzlichen Großaufnahmen, dem Zoom gewissermaßen – vor der Erfindung des Films. In seiner Säuererserie „Die Haarbeutel“ holt er den Taumel des Besoffenen ins Bild, in „Max und Moritz“ explodiert Lehrer Lämpels Pfeife in expressionistischer Kraft.

Die letzte große Neuerung schließlich betrifft die Sprache. Da „klickeradomst“ die Nippesfigur, da „schlappt“ die Fliegenklatsche ins Gesicht, „Und, rabum! Zum Überfluss/Löst sich laut der Flintenschuss“. Was heute so gängig ist an lautmalerischem Sprechen geht vielfach auf Busch zurück. Die Buchstaben gaben es her, er setzte es neu zusammen. Auch dem brachial-genialen Reimzwang, der die deutsche Komik durchzieht, ist er als Erster hemmungslos gefolgt: „In der Kammer, still und dunkel, / Schläft die Tante bei dem Onkel.“ Wer über Heinz Erhardt lacht, dankt immer auch Wilhelm Busch.



Lehrer Bockelmann

Busch-Zeichnungen: Die Bilder lernten laufen,